

Moosbierbaumer Dorfblatt 1



Unabhängige Moosbierbaumer Dorfzeitung

Jahrgang 14

Ausgabe 40

April 2012

Herausgeber: Verein „Die Moosbierbaumer Heimatkundliche Runde“



Liebe Leserinnen und Leser!

Das vielgeliebte (manchmal auch vielgeschmähte) Facebook brachte uns auf die Spur der Alexandra. Vor Weihnachten erschien dort ein Artikel aus der „Neuen Zürcher Zeitung“, in dem ein Autor über den winterlichen Wiener Prater schrieb. Dieser Artikel war in exzellentem Deutsch verfasst, so dass man beim Lesen fast mitzuleben vermeinte. Allerdings muss man dafür eben „lesen“ können, und genau darüber handelte der Kommentar von Alexandra Lederhofer-Talski. Was lag also näher, als sie für einen Gastbeitrag einzuladen...

In dem Heiligeneicher Otto Klimek fanden wir einen profunden Musikkenner, der für uns die interessante Lebensgeschichte der bekannten Opernsängerin Hilde Rössel-Majdan in Worte fasste, von der die Wenigsten wissen, dass sie eine geborene Moosbierbaumerin ist.

Vor einiger Zeit schrieb Rudolf Reither die Geschichte des Milchkasinos in Moosbierbaum nieder, das vor genau 100 Jahren gebaut wurde. Grund genug für uns, eine kleine Serie darüber zu starten.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Lesern viel Vergnügen beim Lesen unserer Dorfzeitung und frohe Osterfesttage!

Ihr Redaktionsteam

Zu unserem Titelbild:

Die beiden letzten Moosbierbauer Milchbauern, Franz Sauprügl und Josef Strohmayer, posierten hier für den Fotografen Rudolf Reither vor dem Milchkasino (diese Aufnahme entstand um das Jahr 1986).

Zur Rückseite:

Der schon traditionelle Frühlingsgruß von Julie Kreuzspiegel: ein Strauß Tulpen für unsere Leser!

Impressum: MOOSBIERBAUMER DORFBLATT'L

Herausgeber: Verein DIE MOOSBIERBAUMER HEIMATKUNDLICHE RUNDE,
3452 Moosbierbaum, Am Moosfeld 7. ZVR 278307103

Redaktion: Anton Müllner und Josef Goldberger, beide Moosbierbaum

Produktion: Druckerei Allform, Bolzanistraße 10 -12, Tullnerbach

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber und Verleger: Verein DIE MOOSBIERBAUMER HEIMATKUNDLICHE RUNDE,
3452 Moosbierbaum, Am Moosfeld 7 Telefon: 02275 6864 E-Mail: ajmm@gmx.at

Geschäftszweck: Herausgabe von Druckschriften zur Förderung von Traditionsbewusstsein,

Kultur und kultureller Entwicklung in der Marktgemeinde Atzenbrugg und Umgebung

Obmann: Josef Goldberger, 3452 Moosbierbaum, Am Moosfeld 7, 0650 8137970

Grundlegende Richtung: Geistige Dorferneuerung zum Zweck der Förderung der kommunalen Kommunikation und Integration

Vor 50 Jahren war es hochaktuell...

Unter diesem Titel schildert uns Hermann Wegscheider, was sich vor genau fünfzig Jahren beim Sportverein Atzenbrugg/Heiligeneich abspielte. Heute beginnen wir mit Berichten über das Frühjahr 1962 und über die ersten Meisterschaftsspiele. Der kürzlich verstorbene Josef Draxler stellte uns dankenswerterweise seine Notizen zur Verfügung, aus denen wir hier auszugsweise zitieren.

Notizen von Josef Draxler

10. 2. 1962:

Sportlerball im Gasthaus Thallauer in Atzenbrugg. Eröffnungseinmarsch durch Sportler und Funktionäre, Ansprache des Bürgermeisters; Lose, Versteigerung.

16. 2. 1962: *Anmeldung der Spieler Schmutzer, Lederer und Mikleticz.*

Nachmittags Spielerversammlung für die Jugend, Auslosung, Freundschaftsspiele, Sportabzeichen, Jugendtag.

Am 22. 2. 1962 Spielerversammlung und Ballabrechnung im Gasthaus Thallauer in Atzenbrugg (Dr. Edhofer).

Am 24. 2. 1962 Generalversammlung des NÖFB in Wien (Kontroll- und Meldeausschuß: Draxler).

Frühjahrsaison:

Nach einer Serie von Freundschaftsspielen begann auf dem Moosbierbaumer Platz am 18. 3. 1962 mit dem Spiel gegen Blaue Donau Zwentendorf die Meisterschaft:

Reserve: *Ströbl, Nentwich, Pavesicz, Haider, Stelzmüller, Zischkin, Haussteiner, Reisinger, Eder, Saurer, Eberharter.*

Endstand: 2 : 0 (2 : 0), Tore: Eigentor, Stelzmüller (Elfer) Ströbl hielt einen Elfer; gute Leistung der gesamten Mannschaft.

Erste Mannschaft: *Schmutzer, Hofmann, Diemt II, Hutterer, Draxler III, Hagl, Schüttengruber, Draxler I, Draxler II, Diemt I, Weingartner.*

In der letzten halben Stunde spielte Hagl linker Außenabwehrer; Draxler I linker Aufbauaufläufer und Hutterer Rechtsverbinder.

Endstand: 1 : 1 (0 : 1), Tor: Hutterer.

Sehr gut Schmutzer, Diemt II, Hagl.

Jugendmeisterschaftsspiel am 25. 3. 62 in Langenrohr gegen Langenrohr: *Egretzberger, Datzinger, Haidinger, Huber, Müller, Draxler V, Henninger, Lederer, Haas, Diemt, Rauner.*

Endstand 2 : 3 (2 : 2), Tore: Diemt II.

Schlechter Schiedsrichter, zwei schwere Abwehrfehler.

Meisterschaftsspiel am 25. 3. 62 in Preßbaum:



Jugendmannschaft 1961: *Trainer Karl Steindl, Diemt Josef, Wegl, Fleischhacker Volker, Henninger Josef, Haas, Edhofer. Mitte: Müller, Haidinger (Dürnrohr), Draxler A. Vorne: Hohenrieder, Egretzberger, Reiser Wolfgang.*

Reserve: *Ströbl, Draxler II, Kloihofner, Haider, Stelzmüller, Zischkin, Reisinger, Haussteiner, Pavesicz, Saurer, Eberharter. Zischkin wurde verletzt, für ihn spielte Pavesicz. Haussteiner Mittelstürmer, Saurer Rechtsverbinder, Zischkin Linksverbinder.*

Endstand 3 : 4 (2 : 2), Tore: Zischkin (2), Reisinger, 1 Eigentor.

Gut: Draxler, Reisinger, Saurer (in der 2. Halbzeit)

Erste Mannschaft: *Schmutzer, Hofmann, Diemt II, Hagl, Draxler III, Draxler I, Schüttengruber, Diemt I, Draxler II, Hutterer, Weingartner.*

Endstand 2 : 1 (0 : 1), Tor Draxler II

Gut: Draxler III, Diemt I.

Jugendmeisterschaftsspiel am 25. 3. 62 gegen SC Tulln in Moosbierbaum: *Egretzberger, Hohenrieder, Haidinger, Huber, Müller, Draxler, Henninger, Fleischhacker, Lederer, Diemt III, Edhofer.*

Endstand: 2 : 0 (0 : 0), Tore: Diemt, Fleischhacker.

Der starke Wind störte das Spiel. Gegen den Wind in der 1. Halbzeit wurde sehr gut kombiniert. Die Tore fielen erst in den letzten 10 Minuten.

Gut: Egretzberger, Draxler, in der 1. Hälfte der gesamte Sturm.

Meisterschaftsspiel am 1. 4. 62 gegen Neulengbach in Moosbierbaum: *0 : 1 (0 : 0). Trotz vieler Chancen eine Niederlage wegen eines haltbaren Freistoßes.*

Reserve 4 : 1, Tore: Eder, Eberharter.

Lebensgeschichten

Vor eineinhalb Jahren verstarb eine Frau, die durch ihre Geburt und Kindheit eng mit Moosbierbaum verbunden war. Opernfreunde mittleren und höheren Alters bekommen heute noch leuchtende Augen, wenn sie den Namen dieser großen Künstlerin lesen oder hören. Sie denken mit Bewunderung und Dankbarkeit an die große Altistin, Kammersängerin

Hilde Rössel-Majdan (1921 - 2010)

Die Marcellina in Mozarts „Hochzeit des Figaro“, die Annina im „Rosenkavalier“ oder die Dryade in „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss, die Meg Page in „Falstaff“ oder die Emilia in „Othello“ von Giuseppe Verdi, die Erda im „Ring der Nibelungen“ oder die Brangäne in „Tristan und Isolde“ von Richard Wagner sind nur einige Beispiele des großen Repertoires von Hilde Rössel-Majdan.

Auch Konzertbesucher erinnern sich gern an die ausdrucksstarke und textdeutliche Liedinterpretin, die auch die Altpartien in den großen Bachpassionen (sie galt zu ihrer Zeit geradezu als Bach-Spezialistin) sowie die Messen von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner, aber auch im „Lied von der Erde“ von Gustav Mahler gesungen hat.

Was hat das alles mit Moosbierbaum zu tun? Ganz einfach: Hilde Rössel-Majdan war gebürtige Moosbierbaumerin. Am 30. Jänner 1921 wurde sie als Hilde Figl im damaligen Fabriksgelände geboren, also etwa dort, wo sich heute der Golfplatz befindet.

Prominente Persönlichkeiten, die in einem kleinen, eher unbekanntem Ort geboren wurden, pflegen oft ihren Geburtsort nicht beim Namen zu nennen, sondern zu umschreiben, etwa: Geboren in einem kleinen Dorf in der Nähe von Tulln oder gar Wien. Entweder meinen sie, dass den Ort ohnehin kein Mensch kennt, oder dass so ein kleiner Ort ihrer Größe nicht ebenbürtig sei. Das war Frau Rössel-Majdans Sache nicht. In ihren Biografien scheint immer ohne Umschweife Moosbierbaum als Geburtsort auf. Wahrscheinlich ist das Ausdruck ihrer Treue, die sie auch sonst in ihrem

Leben immer gezeigt hat.

Sie wuchs in einfachen, ja ärmlichen Verhältnissen auf und war damit in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sicher kein Einzelfall. Ihre Eltern, den Fleischhauer Karl Figl und seine Frau Maria Figl, geborene Heitzinger, kann man sicher nicht als wohlhabend bezeichnen. Ihr Großvater Josef Figl betrieb übrigens bis 1915 ein Gasthaus in Moosbierbaum 35, das spätere Gasthaus Trünel.

Schon im Kindesalter fiel die Stimme der kleinen Hilde auf. Trotzdem strebte sie nicht von vornherein eine Sängerlaufbahn an, sondern absolvierte erst einmal die Handelsakademie und war danach als Sekretärin tätig.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sie das Gesangsstudium an der Akademie für Musik und Darstellende Kunst in Wien. Noch 1945 schloss sie mit dem gleichnamigen Sohn ihres Lehrers Karl Rössel-Majdan den Bund der Ehe, aus der eine Tochter hervorging. Weitere Lehrerinnen waren Anna Bahr-Mildenburg, die Gattin des Schriftstellers Hermann Bahr, und Helene Wildbrunn. Beide waren berühmte Sopranistinnen der Wiener Hof- bzw. Staatsoper und Schülerinnen von Rosa Papier-Paumgartner, der Mutter des langjährigen Präsi-

denten der Salzburger Festspiele Bernhard Paumgartner.

Nachdem Hilde Rössel-Majdan 1949 ihr Studium abgeschlossen hatte, war sie einige Zeit als Konzertsängerin tätig. Wie in vielen Fällen gestaltete sich ein Einspringen für eine



Hilde Rössel-Majdan

Kollegin zum Sprungbrett in eine Karriere. Nachdem sie schon in einer Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach unter der Leitung von Wilhelm Furtwängler auf sich aufmerksam gemacht hatte, übernahm sie 1951 kurzfristig die Altpartie in der 2. Symphonie von Gustav Mahler unter Otto Klemperer. Im selben Jahr erhielt sie nach einem Vorsingen an der Wiener Staatsoper einen Elevenvertrag und wurde 1955 Ensemblemitglied, und zwar eines der wichtigsten, verlässlichsten und treuesten. Während ihrer fünfundzwanzigjährigen Zugehörigkeit zur Wiener Staatsoper wirkte sie in mehr als 1.500 Vorstellungen mit. Ihr Repertoire umfasste über 60 Rollen, große und kleine, denn sie war sich nie zu gut dafür, zwischendurch auch kleinere Partien zu übernehmen, wie z. B. die 3. Dame in Mozarts „Zauberflöte“ oder die Erscheinung der Lukretia in Hans Pfitzners „Palestrina“ oder auch eine der drei Nornen in Wagners „Götterdämmerung“.



Am häufigsten sang sie die bereits erwähnte Marcellina in Mozarts „Nozze die Figaro“, nämlich 194-mal. Das ist rekordverdächtig, aber nicht verwunderlich, denn schließlich war sie eine wichtige Stütze des legendären Wiener Mozart-Ensembles, das ein wichtiges

Kapitel der Interpretationsgeschichte schrieb, bis 1955 im Theater an der Wien, das der Staatsoper als Ausweichquartier diente; denn das Haus am Ring war ja im Krieg zerstört worden. Nach dem Wiederaufbau bestand das Ensemble noch einige Jahre, ehe es der zunehmenden Reiselust der Sänger(innen) zum Opfer fiel.

An zweiter Stelle im Repertoire von Hilde Rössel-Majdan steht die ebenfalls bereits erwähnte Rolle der Annina im „Rosenkavalier“ von Richard Strauss. Auch das ist nicht verwunderlich, denn der Rosenkavalier zählt bis heute weltweit zu den meistgespielten Opern. Nur von Mozarts „Figaro“ wird er übertroffen. 172 mal hat Frau Rössel-Majdan die Annina gesungen!

Dass sie ab 1954 auch regelmäßig bei den

Bregenzer Festspielen mitwirkte, war für ein Mitglied der Wiener Staatsoper damals fast eine Selbstverständlichkeit. 1962 wurde ihr der Titel „Kammersängerin“ verliehen.

1976 beendete sie ihre Sängerkarriere, obwohl sie noch im Vollbesitz ihrer stimmlichen Mittel war. Das bedeutete jedoch keineswegs, dass sie sich zur Ruhe setzte, denn sie widmete sich weiterhin ihrer Lehrtätigkeit, und zwar genau so gewissenhaft, wie sie als Sängerin war. Bereits 1966 hatte sie einen Lehrauftrag an der Musikhochschule in Graz erhalten, nach drei Jahren war sie Ordentliche Professorin geworden. 1971 war sie als Stimmbildnerin an die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Wien berufen worden und dort 1976 zur Ordentlichen Professorin gewählt worden. Dieser Tätigkeit konnte sie sich nach ihrem Rückzug von Bühne und Konzertpodium mit ganzer Kraft widmen. Sie wurde zu einer angesehenen und hoch geachteten Professorin. 1982 erhielt sie das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst Erster Klasse.

Als sie 1981 emeritiert wurde, konnte sie auf etliche Schüler(innen) verweisen, die Karriere gemacht und auch Preise bei verschiedenen Wettbewerben gewonnen hatten. Die Emeritierung führte jedoch noch immer nicht in den Ruhestand.

Noch vor ihrer Unterrichtstätigkeit in Graz hatte Frau Rössel-Majdan seit 1964 auf der Ebene der Volksbildung interessierte Menschen im Singen unterwiesen. Dieser Unterricht war nicht in erster Linie für angehende Berufssänger gedacht, sondern für alle, jung und alt, die wissen wollten, wie man technisch richtig singt. Diese Tätigkeit führte sie auch nach ihrer Emeritierung weiter, und sie gründete zu diesem Zweck kurz davor, nämlich 1990, ihre eigene Privatschule, die sie „Goetheanisches Konservatorium“ nannte.

Als weitere Aktivitäten dieser nimmermüden und überaus fleißigen Sängerin müssen noch ihre Gastspiele erwähnt werden, zu denen sie sich trotz ihrer Treue zur Wiener Oper entschloss. Als Beispiele seien Mailand, London, und Aix en Provence genannt. Außerdem gehörte Hilde Rössel-Majdan als Ehrenmitglied dem „Kuratorium für künstlerische und heilende Pädagogik“ an und stellte sich ehrenamtlich für Menschen zur Verfügung, die ihre Hilfe brauchten.

Am 15. Dezember ist sie in Wien gestorben,

wenige Wochen vor ihrem 90. Geburtstag.

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf Tonaufnahmen von Hilde Rössel-Majdan. Da steht es leider nicht zum besten. Das liegt sicher nicht daran, dass die Künstlerin so wenige Aufnahmen gemacht hätte. Ganz im Gegenteil, sie war auch auf diesem Gebiet überaus fleißig. Wie alle Aufnahmen, die bis etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, mussten auch ihre Aufnahmen zwei Hürden nehmen. Die erste war die Einführung der Stereophonie um die Mitte der Fünfzigerjahre. Die davor erschienenen monophonen Aufnahmen waren nicht mehr sehr gefragt und verschwanden daher vom Markt.

Die zweite Hürde war die Einführung der Compact Disc (CD) in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre. Bei weitem nicht alle Langspielplatten wurden als CD auf den Markt gebracht. Die Auswahl wurde von der Industrie vor allem nach geschäftlichen Gesichtspunk-

ten getroffen, nicht nach dem künstlerischen Wert. Einige Aufnahmen von Hilde Rössel-Majdan dürften trotz allem beide Hürden genommen haben und nach wie vor erhältlich sein. Interessenten werden aber eine gute Spürnase brauchen, bis sie im guten Fachhandel oder auch im ORF-Shop fündig werden.

Zum Schluss sei noch an die zuständigen Damen und Herren appelliert, darüber nachzudenken, wie man das Andenken an diese große Künstlerin in unserer Gemeinde wach und in Ehren halten könnte. Die Benennung einer Verkehrsfläche nach ihr wäre zum Beispiel eine Möglichkeit. Jedenfalls ist Hilde Rössel-Majdan, geborene Figl, durch ihre Geburt und Kindheit mit Moosbierbaum - und damit mit der Marktgemeinde Atzenbrugg - so eng verbunden, dass man mit Recht stolz auf sie sein kann. Es wäre schön, wenn man das auch nach außen hin zu erkennen geben könnte.

(von Otto Klimek)

Das Milchkasino von Moosbierbaum

Vor knapp fünf Jahren, im Sommer 2007, wurde das Gemeinschaftshaus in Moosbierbaum abgerissen, das von den Einheimischen nur „Kasino“ genannt wurde. Beim Abbruch wurde ein Dachsparren entdeckt, auf dem vermerkt war: „Karl Fröhlich 23. IV. 1912“. Dadurch wissen wir, dass es heuer genau hundert Jahre her ist, dass das Milchhaus in Moosbierbaum errichtet wurde. Grund genug, eine kleine Serie über diese Milchgenossenschaft zu starten.

Folge 1

von Rudolf Reither

Wenig, man kann fast sagen, dürftig ist das Wissen über die Geschichte unseres Dorfes, das so gleichmütig am Rande des Tullnerfeldes liegt, so als wüsste es nichts mehr von Pest und Kriegsnöten, die ihm im Laufe der Zeit beschieden waren. Es ist ein sehr schmaler, verwachsener Weg, den man gehen muss, will man die Geschichte dieses Dorfes ergründen. Auch ist es oft deprimierend, wenn einem Dorfleute fragen, ob es sich lohnt, einen Gedanken zu tragen oder überhaupt etwas niederzuschreiben über ein Dorf, das kaum einen geschichtlichen Hintergrund hat. Aber für mich ist es nicht die Bedeutung des Dorfes, sondern es ist die Liebe und Verbundenheit zur Heimat, und hier zeigt sich eigentlich, dass, wenn man seine Heimat liebt, man auch ihre Geschichte kennen will.

Es sind nur Mosaiksteinchen, die man findet, wenn man diese aber richtig zusammensetzt,

leuchten sie das Dunkel der Ortsgeschichte etwas aus und lassen von den vielen früheren Begebenheiten wenigstens etwas erahnen.

Kein Mosaik-, sondern ein richtiger Markstein ist die Geschichte vom Milchkasino!

KASINO - welch klingender Name! Sieht man im Lexikon nach, dann steht darunter: Herrschaftliches Haus, Unterhaltungsstätte für Offiziere oder Spielbank. Erst die wörtliche Übersetzung aus dem Italienischen bringt uns näher: „Kleines Häuschen“. Überall in Niederösterreich wurden die kleinen Milchhäuser Kasinos genannt...

Um die Mitte der Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts hatte die Agrarkrise in unserer Heimat ihren Höhepunkt, das besagt auch ein Bericht einer zeitgenössischen Untersuchung: „Der Absatz des Getreides, des Weines, des

Holzes geschieht im Bezirk, ist abhängig von der Preisbestimmung einiger weniger Personen, meist größeren Wirten, Kaufleuten, Fleischhauern, Getreide-, Holz- und Weinhändlern. Auf dem Wochenmarkt im nächsten größeren Orte, auf den Viehmärkten ist die Preisbildung ebenso ungünstig für den Bauern beeinflusst, der sehnsüchtig der dringend notwendigen Gulden vor seinem offenen Getreidesack harret und, wenn er unverrichteter Dinge nach Hause fahren will, zu dem Preis losschlagen muss, den ihm die ortsansässigen Aufkäufer bieten“.

Beim Milch-, bzw. Rahm- und Butterabsatz spielten sich die Dinge ähnlich ab, verschärft noch durch die Verderblichkeit der Produkte, die die Bauern auch unter schlechtesten Bedingungen zum Verkauf zwang. In dieser Notsituation wurde den Bauern bewusst, dass, wenn sie ihren Hof erhalten wollten, einen Weg gehen müssen, den ihnen Friedrich Wilhelm Raiffeisen vorzeigte - es entstanden die Genossenschaften.

Diese Selbsthilfeorganisationen führten den Bauernstand aus dem Dilemma.

In Moosbierbaum war es so, dass eine Gemeinsamkeit bereits gegeben war, und zwar die Agrargemeinschaft. Diese Gemeinschaft, sie bestand aus 22 Mitgliedern, die alle einen Anteil am gemeinschaftlichen Grundbesitz (Allmende) hatten, nannte sich die Urhausgemeinde.

Bei der Gründung der Genossenschaft war man sich offenbar aber doch nicht ganz einig, denn es waren einige Mitglieder nicht bereit dabei mitzumachen. Dafür schlossen sich andere Besitzer an, es entstand ein neues Gemeinwesen mit 23 Interessenten. Diese gründeten dann die Milchgenossenschaft Moosbierbaum.

Mit dieser Gründung und der Errichtung des Milchhauses wurde eine Basis geschaffen, welche nicht nur die Mitglieder der Genossenschaft, sondern auch alle anderen Dorfbewohner auf eine eigenartige Weise verband. Es wurde damit nämlich ein Treffpunkt für Jung und Alt geschaffen. Hier wurden Neuigkeiten weiter erzählt und der übliche Dorftratsch blühte hier wie sonst nirgends. Die Bauern besprachen ihre Arbeiten von Stall und Feld und gegenseitige Hilfeleistungen wurden abgemacht. Die Dorfjugend fand sich hier zu stundenlangem Geplauder, man scherzte, alberte

und neckte sich. Manchmal begann an diesem Ort auch eine kleine Liebelei...

Wann die Gründung der Genossenschaft genau erfolgte, kann leider nicht mehr festgestellt werden. Es dürfte um das Jahr 1910 geschehen sein.

Ein Bescheid mit dem Datum 8. 1. 1915 des Bezirksgerichtes Atzenbrugg besagt: Laut Kaufvertrag vom 6. 11. 1914 wird im Grundbuche das Eigentumsrecht am Milchhaus zu Gunsten der jeweiligen Besitzer der Häuser Nr. 1, 2, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 27, 28, 30, 34, 35, 37, 58 zu je 1/23 eingetragen.

Aus dieser Grundbuchseintragung ist zu ersehen, dass zum Zeitpunkt des Grundstückskaufes das Milchhaus bereits bestand. In jener Zeit war es meist üblich, dass man per Handschlag sich einigte und erst, wenn man es für notwendig erachtete wurden die grundbücherlichen Eintragungen vorgenommen. Außerdem waren die Verkäufer des Grundstückes, das Ehepaar Johann und Leopoldine Kleedorfer aus Moosbierbaum 34, Gründungsmitglieder der Milchgenossenschaft.

Man kann auch auf alten Fotodokumenten ersehen, dass das Milchhaus erst um das oben erwähnte Datum entstanden ist. Zur Orientierung: Die Ortskapelle wurde 1903 erbaut, und die Fotos sind so zwischen 1903 und 1910 entstanden. Dies ersieht man an den Bäumen, welche neben der Kapelle gepflanzt wurden, und an dem Baumwuchs ist das Alter relativ leicht ablesbar. Und in dieser Zeit war das Milchhaus noch nicht existent.

Wie schon erwähnt, gibt es außer dem Grundbuchseintrag keinerlei Aufzeichnungen aus den Anfängen der Genossenschaft sowie deren Führung. Wahrscheinlich ist, dass der Obmann der Agrargemeinschaft, Josef Ruthner aus Moosbierbaum 23, der auch gleichzeitig Ortsvorsteher war, auch die Leitung der Milchgenossenschaft inne hatte.

Einen direkten Hinweis auf einen gewählten Obmann ersieht man aus einem Protokollbericht aus dem Jahre 1942, in dem der damalige Obmann Franz Figl, Moosbierbaum 16, für seine 25-jährige Tätigkeit geehrt wurde. Aus diesem Bericht ist natürlich das Wahljahr 1917 ersichtlich.

Um Gegebenheiten aus jener Zeit niederschreiben zu können, suchte ich daher das Gespräch mit älteren Dorfbewohnern.

Der Fortschritt der Schreibkultur

Gedanken von Alexandra Lederhofer-Talsky

In der Vorweihnachtszeit wurde in einem neu-modischen Internetforum ein wunderbarer Artikel gepostet. Ein in Linz geborener Journalist schrieb da einen sehr schönen Bericht über den Wiener Prater im Spätherbst. Nur wenige wussten diesen literarischen Genuss zu würdigen und es entstand eine Diskussion darüber, warum dem eigentlich so wäre. Ziemlich schnell war klar, dass wir, die in dieser schnelllebigen Zeit reisen, gar nicht mehr in der Lage sind, solche Berichte Sinn erfassend zu lesen. Ich selbst muss gestehen, dass ich nach der Hälfte des Artikels schon mit Konzentrationsschwierigkeiten zu kämpfen hatte. Ich lese zwar viele Bücher und trotzdem war ich an die Art dieses wunderbaren Schreibstiles nicht mehr gewöhnt.



Grell und bunt, kurz und bündig, skandalös und schaurig sind die Schlagzeilen und Nachrichten, die uns jeden Tag ungefragt ins Auge springen. Wir brauchen dazu nicht mehr aus dem Haus zu gehen, sondern bekommen sie direkt geliefert: Via Zeitungszusteller, Fernsehen und Internet. Wir sind die reißerischen Überschriften der Tageszeitungen gewöhnt. Manche Berichte beinhalten Fehler, die so traurig sind, dass man schon gar nicht mehr weiß, ob man lachen oder weinen soll. Ein besonderer Satz ist mir aus dem letzten Jahr in Erinnerung. Es ging damals um die Berichterstattung rund um die „Eisbaronin“. Der Mann nämlich, der Frau C. an die Justiz auslieferte „schleichte sich aus dem Zimmer um die Polizei anzurufen“, stand da geschrieben. Abgesehen davon, dass ich persönlich geschlichen und nicht geschleicht wäre, erinnert es mich an die viel strengeren Sitten die noch vor 20 Jahren herrschten. Mein erster Chef, ein strenger Notar, hätte mich schon bei einem Beistrichfehler höchstpersönlich mit seinem goldenen Brieföffner erdolcht. Bei solch einem Fehler wäre ich vermutlich im Reißwolf gelandet, oder aber der gute Mann wäre einfach vor Aufregung tot umgefallen. Kaiserin Maria Theresia würde wohl bei diesem schauerlichen Verfall der Schriftkultur ebenfalls im Grabe rotieren, da man ihr nachsagt, dass sie die allgemeine Schulpflicht unter anderem auch aufgrund der schockierenden Schreibunsitten ihrer Zeitgenossen eingeführt hat. Woher kommt sie, die Gleichgültigkeit gegenüber einem unserer wichtigsten Ausdrucksmittel, DEM WORT, die Teilnahmslosigkeit an gepflegter Kommunikation?

Heute erinnere ich mich gerne an meine Schulzeit, vor 25 Jahren noch war ich voll Angst, dass ich mir die „Bürgschaft“ von Schiller niemals merken würde oder „Das Lied von der Glocke“. Heute bin ich stolz auf die umfangreiche Literaturliste, die wir bis zur Matura erstellt hatten. Der Rechtschreibfehlerschlüssel bei Deutschschularbeiten ist mir ebenfalls in Erinnerung und obwohl ich eigentlich wenig Grund zur Angst hatte, war er mir trotzdem ein Schreckgespenst. Die Schüler der heutigen Zeit würde er wahrscheinlich in den Wahnsinn treiben. Damals steigerte sich die Wortanzahl der Aufsätze mit jedem Schuljahr. Man brauchte mehr Zeit zum Worte zählen als zum Schreiben selbst. Eine Lehrerin hat mir vor ein paar Jahren gesagt: „Sowas kann man den Kindern ja gar nicht mehr beibringen!“ Ich bin der Meinung, wenn man Kindern nichts zutraut, dann kann man ihnen auch nichts mehr zumuten! Wir Erwachsenen sollten uns da alle mal an der Nase nehmen und drüber nachdenken, uns nicht gegenseitig die Schuld zuzuweisen, wer für diese „Bildungsarbeit“ jetzt zuständig ist! Die Antwort kann nur „BEIDE“ heißen. Gehen wir doch einfach jeder einen Schritt zurück und sehen uns an, wie das vor 50 Jahren aufgeteilt war. Nein, ich meine jetzt nicht das Rohrstaßerl oder sonstige Züchtigungsrechte, solche Mittel haben die richtig guten Lehrerpersönlichkeiten NIE gebraucht und werden sie auch nicht brauchen.

Warum das Fach „Schönschreiben“ nicht mehr notwendig ist, liegt auf der Hand. Da 90 % der Schüler angehende Akademiker sind, bei denen eine sagenhafte Klaue schon zum Anforderungsprofil gehört, wird man für die restlichen 10 % Handwerker, die später eh nie wieder schreiben werden, dieses Fach nicht am Leben erhalten. Und nachdem es Brieffreundschaften nicht mehr gibt ...

Ich erinnere mich noch an die wunderschönen Briefpapiere (oder wie war das zu Weihnachten und Ostern, zu Geburtstagen und, ein bissl länger her noch, zu Namenstagen?) Es gab bunte Glückwunschkarten mit einem kleinen Gruß und oft auch noch die Nachricht von Freunden, von denen man schon länger nichts mehr gehört hatte.

Irgendwann wurde es üblich zu telefonieren. Zuerst war das noch eine teure Angelegenheit. Erinnern wir uns an die langen Gespräche, die man mit einem schlechten Gewissen führte - aus Angst vor der Telefonrechnung. Damals waren sie noch was besonders. Dann kamen vor 15 Jahren

(eigentlich fast zeitgleich) Internet und Handy. Was für neue Möglichkeiten! Eine Flut von Informationen und die Welt war auf einmal ein Dorf. Ich weiß jetzt, wann mein amerikanischer Freund St. Patrick's Day feiert oder meine indonesische Freundin Reis erntet. Die Weihnachtspost, die normalerweise spätestens eine Woche vor dem Heiligen Abend erledigt war, wird jetzt zwischen Bescherung und Christmette abgefertigt. Kling Handy klingelingeling, kling Handy kling. Es stören unpersönliche „indische“ Gratis-SMSs (mittlerweile sind wir uns ja nicht mal mehr die Briefmarken wert) in Spruchform, die uns mitteilen, dass auch Familie XY tatsächlich das Christkind vor der Tür stehen hat. No na - seit August wussten wir das ja schon aus dem Supermarkt! In Emails verhält es sich nicht viel anders. Man wird von Rentieren angerülpst und erfährt, dass man in einer Mail nebst 100 anderen Personen in einem Aufwaschen „erledigt“ wurde. Interessant ist mittlerweile auch die Tatsache, dass nicht nur ausführliche Nachrichten sondern auch die groß- und kleinschreibung in aller heimlichkeit abgeschafft wurde. wann ist das passiert? kann mich jemand aufklären? die ganz schnellen dieser zeit haben auch die satzzeichen nicht mehr notwendig was mich persönlich besonders fasziniert sind emails von englischen mailpartnern die dann nicht rechtschreiben können ja pisa würde auch in amerika opfer finden wenn ich leider das entsprechende vokabel nicht kann und rausfinden soll was mir mein gegenüber jetzt eigentlich mitteilen wollte ... ja schön ist das wie sudoku. Spüren Sie diese Hektik, die nicht mal mehr vor Karten und Briefen halt macht oder Weihnachten? Haben Sie auch schon genug von der neuen Unart des Schreibens? Von dem "Du" in der direkten Anrede, das wir jetzt so respektlos klein schreiben sollen? Von dem „schmeck doch bitte, wo der satz anfängt und aufhört“ oder „du bist es mir nicht mehr wert, dass ich mir die Zeit nehme einen Satz richtig zu schreiben“? In unserer Familienschatzkiste liegen, mit dem Jahr 1942 beginnend, Sammlungen von Briefen, Karten und Partezettel. Die Briefe sind schon lange Vergangenheit, die Karten sterben als Nächstes aus. Meine Oma sendet noch fleißig Geburtstagskarten. Meine Kinder waren kurzfristig Meister im SMS schreiben und konnten nicht verstehen, warum ich nicht den 9 €-Tarif kaufen wollte, weil da gab's dann noch 2000 statt 1000 freie Kurznachrichten. Na ich seh nicht ein, warum man sich nicht draußen trifft und Geld ausgeben muss für Nachrichten wie „Gäääääh“ „Mir is fad“ oder „Kann nicht schlafen!“ Vor einigen Jahren diskutierten wir in der Hauptschule über das Handyverbot

während der Unterrichtszeit. Eine Mutter hatte mir damals ziemlich entrüstet erklärt, dass sie es gut fände, dass die Kinder die Handys haben, ihre Kinder würden damit schreiben lernen. Was immer man da jetzt unter Schreiben versteht. Neuerdings haben wir auch noch die verzichtbare Gattung der Graffiti-Poeten in unserer Gemeinde. Ich war immer so stolz, dass wir das in Österreich nicht an öffentlichen Gebäuden brauchen, weil's einfach ein Zerstörungsakt ist. Vor allem, wenn ich meine Meinung sagen will, dann schreib ich ein Flugblatt und schmier nicht eine Beleidigung an eine Wand. Was mich beschäftigt ist: Welches Gefühl hält dabei länger an, die Freude jemanden beleidigt zu haben, oder die Angst erwischt zu werden? Bitte die Antwort nicht an die Wand schreiben! DANKE!

Und so schreitet sie fort, die Schreib- und Kommunikationskultur. Mit Lichtgeschwindigkeit galoppiert sie, wie mir scheint. Eine Freundin hat mich angerufen, warum ich keinen Brief geschrieben habe in letzter Zeit. Sie freut sich immer so, weil ich die Einzige bin, die das noch macht. Es hat mich an ein Gespräch erinnert, das ich vor fast sechzehn Jahren mit einem afrikanischen Kaplan bezüglich der Taufe meiner Tochter Roxana führte. Er hat damals gesagt: "Es ist kalt hier und traurig. Ihr habt Alles, so schönes Papier und eine tolle Postzustellung und schreibt Euch nicht. Ihr redet viel über Alles und sagt doch nichts damit aus. Warum nehmt Ihr nicht ein Blatt Papier und schreibt Euch gegenseitig auf, was Ihr an Euch mögt?" Ich selbst habe seit der Geburt meiner Kinder lange und gerne geschrieben zu Ostern, zu Weihnachten zu Geburtstagen ohne Grund. Bis ich mir im letzten Jahr vorkam wie ein Fossil uralt und längst überholt. Es ist so außer Mode lange Briefe zu schreiben, was man denkt, was man fühlt. Die Kommunikation ist eine langweilige Bühne aus kurzen Sätzen geworden. Meine Siebenjährige kann sich besser ausdrücken, also so mancher Erwachsene. Während dem Schreiben dieses Artikels, habe ich gemerkt, wie sehr es Spaß macht mit Worten zu spielen, sie aneinander zu reihen. Ich hoffe Sie verzeihen, wenn sich Fehler eingeschlichen haben, nach einem Jahr Abstinenz bin ich etwas eingerostet. Ich muss mich jetzt aber entschuldigen und zu einem Ende kommen. Ostern steht vor der Tür und neben mir liegt schon ein teurer Bogen echtes florentinisches Briefpapier. Warum man sich soviel Arbeit und Geld noch antut in der heutigen Zeit? Ja weil's halt Menschen gibt auf der Welt, die mir das einfach wert sind, dass ich ihnen schreibe wieviel sie mir bedeuten!



von Herbert Wagner

Sehr aufgeweckte Mädchen, die ihre Eltern immer auf Trab halten, sind die Vierjährige Marlies und die Zweijährige Marlene Hauser aus Atzenbrugg, Sonnleithnergasse 12. Vater Martin Dauböck ist Isolierer bei der Firma Brucha, Mutter Margit Hauser führt den Haushalt dieser kleinen Familie, die in unserer Gemeinde ihre Heimat fand.

Die Architektin und der Offizier, Claudia Brandstetter und Stefan Mühlbacher haben nach acht Jahren ihren Hauptwohnsitz von Krems in ihr neu errichtetes Eigenheim nach Heiligeneich verlagert. Auf dem schönen Grundstück am Birkenweg 20 haben auch ihre beiden Kinder Gabriel (drei Jahre) und Julia ein neues Zuhause gefunden. Die Kleine wurde am 20. Juli 2011 mit 48 cm und 3.300 g im KH Tulln geboren.



In den Händen der Liebe geboren ist Sophie Maria Lamprecht, die Tochter der EH-Kauffrau Barbara Lamprecht und dem Maurer Walter Muck aus der Schwindgasse 18 in Atzenbrugg. Am 7. 11. 2011 hieß es: „Hurra, Sophie, du bist da!“. Ein Kind macht das Haus glücklich, die Liebe stärker, die Geduld größer, die Hände ruhiger, die Nächte kürzer, die Tage länger und die Zukunft heller.

Sophie war übrigens bei ihrer Geburt 52 cm lang und 3.270 g schwer.

Einen Spielgefährten bekam die dreijährige Lisa mit dem kleinen Sebastian, der am 15. Dezember 2011 im Donauklinikum Tulln mit 50 cm und 3.060 g das Licht der Welt erblickte. Mutter Silke Höllmüller ist Bilanzbuchhalterin, Vater Richard Telekommunikationstechniker. Die Familie errichtet sich ein neues Einfamilienhaus in der Atzenbrunner Gartengasse Nr. 4.





Äußerst zufrieden mit ihrer neuen Heimat Heiligeneich sind die aus Wien zugezogenen Alexandra Kulterer (Friseurin) und Thomas Graf (selbständig mit der Fa. Strug & Graf). Das Glück perfekt macht ihre neugeborene Tochter Pia, die als Weihnachtserl am 20. Dezember 2011 in Tulln mit 48 cm Länge und 2.720 g Gewicht auf die Erde kam.

Ihre große Schwester Leonie war überglücklich, als die kleine Fabienne am 28. 12. 2011 (44 cm, 1.990 g) ein wenig zu früh in Tulln das Licht der Welt erblickte. Vater Franjo Tot ist bei der Firma Benda Lutz in Traismauer beschäftigt, Mutter Claudia ist Angestellte bei der NÖ. Gebietskrankenkasse. Die Familie bezog im neuen Siedlungsgebiet in der Hütteldorfer Straße ihr neu erbautes Eigenheim. Leonie möchte am liebsten bei allem helfen, was ihre kleine Schwester betrifft!



Und noch ein Enkerl für Opa Willi! Wieder gab es Nachwuchs im Hause Gießenbacher/Gnadenberger am Dorfplatz 17 in Trasdorf. Der kleine Philip kam am ersten Tag im Februar 2012 im Donauklinikum Tulln mit einem halben Meter Länge und 2.970 g Gewicht zur Welt, worauf sich sein Brüderchen Mathias und seine Eltern, der Schlosser Anton Gießenbacher und die Angestellte Sabine Gnadenberger sehr freuten.

Nachdem sie ihr Nest fertig hatten, können sich Astrid Rosspeintner (Steuerberaterin) und ihr Mann Gerhard (Angestellter) voll auf ihr Töchterlein Theresa konzentrieren. Die Kleine kam um fünf Wochen vor der Zeit im KH Tulln mit 50 cm und 2.630 g am 20. Februar 2012 zur Welt. Alle drei fanden sie in der Lindengasse 4 in Atzenbrugg ihre Heimat.





Frühlingsahnen

Der Vorhang sich im Luftzug bauscht,
ich schaue hin und werde still,
als hätte ich etwas erlauscht,
das mir ganz leis' was sagen will.

Ein erster Frühlingshauch verstohlen
den Blick von mir nach oben lenkt,
als wollt er ihn zum Lichte holen,
das neue Kraft ins Leben senkt.

In Sehnsucht wird die Zukunft mein,
ich geh' nun lächelnd in den Tag,
denn Trost macht meinen Kummer klein.
Das ist's, was Gottes Lenz vermag!

Gaby Eder

Löwenzahn *Taraxacum officinale*

Pflanzenfamilie: Korbblütler = Asteraceae

Volksnamen: Butterblume, Echter Löwenzahl, Gebräuchliche Kuhblume, Gemeine Kuhblume, Gemeiner Löwenzahn, Löwenzahn, Wiesen-Löwenzahn

Verwendete Pflanzenteile: Blätter, Stängel, Blüten, Wurzel

Inhaltsstoffe: Bitterstoffe, Vitamine, Mineralstoffe, Cholin, Inulin

Sammelzeit: Blätter, Stängel und Blüten: Frühling; Wurzel: Frühling oder Frühherbst



Wie viele Frühlingspflanzen hat der Löwenzahn eine ausgeprägte blutreinigende Wirkung und eignet sich daher vorzüglich für eine Frühjahrskur. Er regt sämtliche Verdauungsorgane wie Niere und Blase an, dadurch werden alte Schlacken ausgeschieden.

Aus den gleichen Gründen kann er auch bei Rheumatismus helfen. Am wirksamsten ist ein Tee oder eine Tinktur, wenn sie aus allen drei Pflanzenteilen besteht. Bei Nierenschmerzen, zur Unterstützung der Leberfunktion und bei Gallenbeschwerden ist Löwenzahntee hervorragend geeignet. Zweimal im Jahr kann man diese Löwenzahntee-Kur anwenden.

Auch in der Küche hat der Löwenzahn vor allem im Frühling seinen Platz. Die zarten jungen Blätter ergeben feingeschnitten einen leckeren, jedoch herben Salat, der eine Wohltat für unseren Körper nach dem langen Winter ist.

Innerliche Anwendung als Tee: Die Blätter des Löwenzahns werden gesammelt und getrocknet. Sind sie im getrockneten Zustand, kann man sie leicht zerkrümeln. Diese getrockneten Blätter werden mit kochendem Wasser übergossen. Der Löwenzahntee muss einige Minuten ziehen, um seine volle Kraft zu entfalten. Man sollte ihn möglichst ungesüßt trinken. Er schmeckt leicht bitter, da Löwenzahn Bitterstoffe enthält. Zudem sollte man den Tee möglichst warm und in kleinen Schlucken genießen. Er ist bestens geeignet zur Blutreinigung und zur Entgiftung des Körpers.

Löwenzahnwurzeln sammeln und aufbewahren: Wenn Sie der Löwenzahn in Ihrem Rasen stört und Sie ihn samt Wurzel ausstechen, dann werfen Sie die Pflanzen nicht auf den Kompost! Reinigen Sie die Wurzeln von der Erde und nutzen Sie die Heilkraft für Ihre Gesundheit, entweder in Scheibchen geschnitten wie Radisheschen auf dem Butterbrot oder als Tee. Löwenzahnwurzeln stabilisieren zudem die Blutzuckerwerte, fangen freie Radikale, helfen bei Viruserkrankungen und senken den Cholesterinspiegel. Jäten können Sie den Löwenzahn übrigens das ganze Jahr und zum Herbst hin wird die Wurzel übrigens immer süßer im Geschmack! Wenn Sie sich einen Vorrat anlegen wollen: schneiden Sie Löwenzahnwurzeln einmal in der Länge durch, fädeln sie auf einen Faden und trocknen sie hängend an einem luftigen, aber schattigen Ort.

Rezepte aus der Hexenküche

Löwenzahnwein

zur Anregung des Stoffwechsels und zur Blutreinigung, vor jeder Mahlzeit ein Stamperl genießen.

6 Liter Wasser

5 Liter Löwenzahnblütenköpfe (offene, bei Sonnenschein gepflückt)

3 Zitronen; Saft und Schale

3 Orangen; Saft und Schale

2 1/2 Kilo Kandiszucker

20 Gramm Frische Hefe (zerbröckelt)

Zubereitung:

Zum Abmessen der Löwenzahnblüten ein Litermaß verwenden. Die Blüten jeweils locker einfüllen. Die Blütenköpfe in ein tiefes Gefäß geben. Das Wasser aufkochen und 24 Stunden zugedeckt ziehen lassen. Durch ein Tuch in einen großen Kochtopf abseihen.

Saft und Schale der Zitrusfrüchte begeben und alles zusammen mit dem Zucker kurz aufkochen. Den Sud abseihen und auf 30 Grad abkühlen lassen. Die Hefe mit etwas Sud anrühren und zugeben. Alles etwa 8 bis 12 Wochen in einem tiefen Gefäß zugedeckt stehenlassen.

Sobald die moussierende Gärung abgeschlossen ist, den Wein sorgfältig, ohne Bodensatz, in gewaschene und gut getrocknete Flaschen abfüllen und verkorken. Bis zum Genuss etwa 6 Monate lang an einem kühlen und dunklen Ort lagern.

Apéritif aus Löwenzahnblüten

Wenn Sie die verdauungsfördernde Wirkung des Löwenzahns nutzen wollen – wie wäre es mit einem ganz besonderen Apéritif? Nehmen Sie etwa eine halbe Stunde vor dem Essen einen Apéritif aus Löwenzahnblüten zu sich.

Legen Sie 30 Gramm Blüten in einen halben Liter trockenen Weißwein ein und lassen sie etwa 1 Stunde lang ziehen; dann abfiltrieren und vor dem Essen genießen.

Röhrlsalat – Löwenzahnsalat

1 kg Erdäpfel

300 g Löwenzahn

100 g Hamburger Speck

Essig, Salz, Zucker, Zwiebel, Pfeffer, Knoblauch, Kürbiskernöl (oder anderes Öl)

Zubereitung: Löwenzahnblätter (oder auch ganze Pflanze mit Blütenknospen) klein schneiden und in eine Schüssel geben. Gekochte Erdäpfel schälen, blättrig schneiden und noch heiß auf den Löwenzahn darauflegen, überkühlen lassen. Mit Salatmarinade (Essig, Wasser, Salz, Zucker, Pfeffer) übergießen, klein geschnittene Zwiebel und etwas Kürbiskernöl dazu, durchmischen, kleingeschnittene Hamburgerspeck knusprig anbraten, über den Salat geben, kurz ziehen lassen und noch lauwarm servieren.

von A. Müllner

Unsere beliebte Serie

“STRASSEN ERZÄHLEN ...”

entführt und diesmal auf einen Spaziergang nach Trasdorf, nämlich in die dortige

Fabrikstraße,

deren Benennung leider wie so oft in unserer Gemeinde nicht alten Traditionen entspricht. Früher wurde dieser Straßenzug „Woadstraße“ genannt, weil sie in die Weidegründe führte. Unsere Wanderung beginnt am Dorfplatz und wir sehen uns zuerst die Häuser linker Hand an. Wie in jedem Dorf sehen wir in Zentrumsnähe zuerst die ältesten Gebäude, meist Bauernhäuser. Je weiter wir hinauswandern, umso jünger wird die Bebauung. Nach dem Haus Nr. 7, Muck, zweigt eine schmale Straße nach links ab, der sogenannte Thujenweg (wieder eine geistreiche Wortkreation, früher hieß es hier „Neumayer“- oder „Binderlacke“), wir aber gehen weiter Richtung Ortsende. Im Folgenden zweigen noch Nussgasse, Rosengasse und Rechte Bahnzeile ins neue Siedlungsgebiet zwischen Fabrikstraße und dem Bahngleis ab, bevor wir wenden und wieder Richtung Dorfplatz gehen. Links am Keiblinger-Acker ein einzelner Neubau, hier soll in Zukunft auch parzelliert werden, dann noch ein Neubau, ehe wir schließlich, vorbei an der ehemaligen Fleischhauerei Schlögel, wieder geschlossenes Siedlungsgebiet erreichen.

Fett gedruckt ist die Hausnummer, in Klammern die alte Nummer, daneben klein gedruckt, soweit eruiert, das Baujahr des Hauses und der Erbauer. Bei Häusern die schon 1790 existierten, der *Familienname und die Anzahl der Personen* laut der damaligen Seelenbeschreibung. Es folgt Name und Beruf der derzeitigen Bewohner.

Die an dieser Stelle abgebildeten Häuser und Objekte gibt es nur in der Originalausgabe, die die Mitglieder der Moosbierbaumer Heimatkundlichen Runde im Abonnement erhalten.

Die an dieser Stelle abgebildeten Häuser und Objekte gibt es nur in der Originalausgabe, die die Mitglieder der Moosbierbaumer Heimatkundlichen Runde im Abonnement erhalten.

Die an dieser Stelle abgebildeten Häuser und Objekte gibt es nur in der Originalausgabe, die die Mitglieder der Moosbierbaumer Heimatkundlichen Runde im Abonnement erhalten.

Die an dieser Stelle abgebildeten Häuser und Objekte gibt es nur in der Originalausgabe, die die Mitglieder der Moosbierbaumer Heimatkundlichen Runde im Abonnement erhalten.



Diese Fliegeraufnahme aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zeigt den Dorfplatz von Trasdorf mit dem Milchcasino, in der Ecke rechts unten auf dem Bild beginnt die heutige Fabrikstraße, damals wurde sie „Woodstraße“ genannt.

Fliegeraufnahme
Trasdorf N.-O.

In den Ausgaben 37 und 38 unserer Dorfzeitung schilderte uns Prof. Wilhelm Cerveny von seinen Erlebnissen als Luftwaffenhelfer auf dem Schusterberg. Nur seine Einberufung zum R.A.D. und zur Wehrmacht ersparte ihm das grausame Schicksal seiner Kameraden, die am Schusterberg verblieben. Wir finden aber auch seine weitere Geschichte so interessant, dass wir sie, obwohl nicht mehr in unserer unmittelbaren Heimat handelnd, in zwei weiteren Folgen bringen.

Der Luftwaffenhelfer im Krieg **Ein Zeitzeugenbericht von Prof. Wilhelm Cerveny**

Folge 2

Die Kirche von Karnabrunn

Um die Orientierungslosigkeit zu beenden und uns Klarheit über die tatsächliche Situation hier zu verschaffen, beschlossen wir, den Kirchenberg zu erklimmen und vielleicht von oben die notwendigen Übersicht zu gewinnen.

Die Kirche von Karnabrunn steht auf einem weithin sichtbaren Bergkegel und ist nach etwa zehn Minuten Fußmarsch vom Ort aus erreichbar. Wir erstiegen den Berg jedoch aus der Richtung, aus der wir gekommen waren, nämlich von Norden; das Risiko, von den Deutschen bemerkt und festgenommen zu werden, waren wir auf diese Weise nicht eingegangen. Was sich nun im Bereich der Kirche und in der Kirche selbst ereignete, ist derart umfangreich, dass hier nur im Wesentlichen wiedergegeben werden soll, das zum Verständnis der Sachlage wichtig ist.

Die Kirche war verschlossen, daneben ein Stall, in dem die Hühner und eine Ziege friedlich nebeneinander hausten. Wir beschlossen, in diesem Stall zu verbleiben, umso mehr, als wir gelegte Eier vorfanden, mit denen wir uns eventuell einige Tage ernähren konnten. Von Zeit zu Zeit sollte einer von uns hinaustreten, rund um die Kirche gehen und versuchen, die Lage zu erkunden.

Als ich an der Reihe war und kaum im Freien stand, sah ich zu meinem Entsetzen nicht weit weg einen deutschen Offizier stehen, der, so schien es mir, ebenfalls die Lage erkundete. So schnell ich konnte, suchte ich wieder den Stall auf und versperrte die Tür von Innen mit einem Schloss. Aber ich war gesehen worden und sogleich rüttelte jemand

an der Stalltür. Sie ging nicht auf und Schritte entfernten sich allmählich, was bei uns ein Aufatmen hervorrief,

Wir besprachen flüsternd unsere Lage und beschlossen, weiterhin in diesem Stall zu verbleiben, was ein großer Fehler war, denn nach kurzer Zeit waren wieder Schritte zu vernehmen und die Stalltür wurde mit Gewalt geöffnet. Der bewusste Oberleutnant war mit zwei Unteroffizieren gekommen und wir wurden als Gefangene abgeführt in ein villenartiges Haus von Karnabrunn. Dort fand zunächst eine Art Belehrung statt, aus der hervorging, dass unser Ende bevorstand. Den Wortlaut dieser „Belehrung“ weiß ich bis zum heutigen Tag und gebe ihn jetzt wieder:

„Auf Grund des neuesten Führerbefehls kann jeder deutsche Soldat, der ohne Soldbuch oder Marschbefehl angetroffen wird, auf der Stelle hingerichtet werden“...

Dann ließ man uns eine gute Viertelstunde allein in einem großen Zimmer der Villa. Ich schrieb wie immer alles in mein Tagebuch, unter anderem auch diesen Satz: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein junges Leben jetzt zu Ende gehen soll, ich weiß, dass ich morgen wieder unterwegs sein werde“.

Die Einschätzung war richtig, mein Optimismus berechtigt. Eine Tür ging auf, der bewusste Oberleutnant trat mit zwei Unteroffizieren in das Zimmer und verkündete: „Auf Grund eurer Jugend und der Tatsache, dass ihr einander nicht widersprochen habt (wir wurden einzeln verhört), wird eure Todesstrafe in sofortige Frontbewährung hier in der Nähe umgewandelt. Sittel, der Kasseler, bleibt

in meiner Nähe, die beiden anderen abtreten zur Befehlsausgabe!“

Wieder bei der Wehrmacht

Die Befehlsausgabe war nichts anderes als unsere Wiederbewaffnung mit einem Karabiner 98, einem Seitengewehr, einem Stahlhelm, Brotbeutel und Butterdose. Und unmittelbar nachher waren wir einer zirka 80 Mann starken Infanterietruppe zugeteilt und marschier-

waren unversehrt! Nur in einiger Entfernung hörten wir einen Soldaten wimmern, denn sein Fuß war vom Knöchel an weggerissen. Überraschend schnell war ein Sanitäter zur Stelle, man legte den Verwundeten auf eine Bahre und trug ihn weg.

Einige Stunden später wurden sechs Mann zu einem Spähtrupp eingeteilt, dessen Aufgabe darin bestand, die genaue Lage der russischen Stellungen

sowie ihre vermutliche Bewaffnung und Stärke ausfindig zu machen. Toni und ich waren auch auserwählt, und entsprechend groß war unsere Begeisterung. Nun wussten wir, warum man uns „begnadigt“ hatte: Ein Spähtrupp direkt vor die feindlichen Linien war nichts anderes als ein hinterfotzig angeordnetes Todeskommando! Ich bemühte mich, es gelassen über mich ergehen zu lassen, Toni ebenso, und dann setzte sich der kleine Trupp in einer Sechserkette Richtung Rückersdorf in Bewe-



ten jetzt abermals Richtung Süden, diesmal scharf bewacht.

Das Ziel war eine Schottergrube außerhalb von Rückersdorf nahe Korneuburg, in der wir es uns „gemütlich“ machen sollten. Toni und ich kamen diesem Befehl nach, indem wir ein Loch für uns beide gruben und es mit Ästen und Zweigen abdeckten - für den Fall eines Falles.

Dieser Fall war schneller da, als wir ahnten, denn die Russen waren ganz nahe und schossen ihre Schrapnellgeschosse ab - direkt in unsere Schottergrube!

Der gefährlichste Einschlag war nur fünf Meter entfernt, verursachte einen höllischen Krach und pustete unser „schützendes“ Ast- und Zweigedach weg wie der Wind die Herbstblätter. Aber wir

Der Unterschied zur friedlichen Treibjagd der immer lustigen Jagdgesellschaften zu Hause bestand darin, dass wir genau genommen nicht die Jäger, sondern eigentlich die Hasen waren, die abgeknallt werden sollten. Aber es tat sich nichts. Es war geradezu gespenstisch, wie wir da mit schussbereiten Gewehren (ich hatte meins demonstrativ umgehängt wie ein Sonntagsjäger) immer näher an die vermeintlichen russischen

Linien vorrückten, nichts außer uns selbst wahrnahmen und zwischen Angst und Nichtangst unsere Schritte setzten. Selbstverständlich sah keiner von uns einen Russen, einen russischen Panzer oder ein russisches Geschütz; und dies ausfindig zu machen war unser Auftrag, unser Befehl! Plötzlich war etwas gedämpft die Stimme unseres Truppführers zu vernehmen, der verlautete: „Alles kehrt, Rückzug!“

Nichts war in dieser Situation schöner als diese Worte. Und auch, als wir die Marschrichtung wechselten, krachte es nicht. Die Russen schossen uns weder nach noch schossen sie uns ab, was zumindest bei mir einiges Rätselraten hervorrief. (Etwas später sollten wir erfahren, wie Nahe wir an die russische Linie herangekommen waren - und noch lebten!).

Zurück in der Schottergrube musste unser Truppführer einen Bericht über die Aktion geben. Weil er keinerlei brauchbares Ergebnis vortragen konnte, erntete er Schimpf, Fluch und die Bemerkung „lauter Feiglinge“.

Kurze Zeit später war das Kommando „Absetzen in Richtung Norden!“ zu vernehmen, und in die erstarrte Schottergrubenbesatzung kam Bewegung. Alles ging sehr hastig vor sich, und in erstaunlich kurzer Zeit sah die Schottergrube keinen deutschen Soldaten mehr - außer uns beiden, Toni und mich. Wir hatten wieder einmal beschlossen, nicht mitzumachen, hier zu bleiben und uns von den Russen gefangennehmen zu lassen!

Im Niemandsland

Die Sache war wohlüberlegt, denn wir glaubten an das Gute, und das Gute war ein Flugzettel, den die russischen Nähmaschinen (Doppeldeckerflugzeuge) über den deutschen Linien abgeworfen hatten, und darauf war zu lesen: „Deutsche Soldaten, der Krieg ist für Deutschland verloren. Weiterzukämpfen ist sinnlos. Begebt euch in den Schutz der Roten Armee und freut euch auf ein Leben in

Frieden und Freiheit zu Hause!“

Aus Angst vor weiterem Schrapnellbeschuss verließen wir die „gemütliche“ Schottergrube, begaben uns auf eines der oben gelegenen Felder und richteten es uns in einem vorgefundenen Schützenloch ein. War es ein Glück, dass wir es fertig gegraben vorfanden oder sollte es unser schlimmes Ende, gleich das Grab, sein? Wir ließen es darauf ankommen, hatten wir doch außer einer Dose Schmalz für unsere Ernährung im Loch jeder noch den weißen Flugzettel der Roten Armee bei sich!

Nur der Platz für beide war kurz und eng, reichte er doch gerade dazu, uns fast ausstrecken zu können, nämlich in der Weise, dass ich meine Beine auf die Schulter des Toni legte und er die seinen auf meine aufnahmebereite Schulter. Wir bezogen unser Loch am Vormittag des 17. April, erfreuten uns am wunderschönen blauen Himmel und wenn einer von uns die Toilette aufsuchen musste, kroch er die Ackerfurche entlang einige Meter weiter, richtete sich so wenig wie möglich auf, um nicht getroffen zu werden und kehrte nach getaner Arbeit wieder in das Loch zurück, um da seine Beine wieder fachgerecht am anderen zu verstauen.

Diese „Arbeit“ war insofern lebensgefährlich, weil wir uns ab heute vormittag im sogenannten Niemandsland befanden: Im Norden die Deutschen, im Süden die Russen. Die Deutschen schossen nach Süden auf die Russen, die Russen nach Norden auf die zurückweichenden Deutschen. Und der „Flugverkehr“ der Kugeln spielte sich genau über unserem Loch, über unseren Köpfen ab. Mehrmals am Tag tauchten auch die Nähmaschinen der russischen „Luftwaffe“ auf, bestrichen mit ihren Bord-MGs die Felder und ihre Piloten warfen gelegentlich bierflaschengroße Bomben händisch ab. Ich frage mich noch heute, wieso man uns in unserem Loch nicht gesehen hat und wir alles über uns als eine Art Kriegsspiel erleben durften.

Der Himmel blieb an diesem Tag weiterhin blau und am Abend sorgte eine

andere Überraschung für Abwechslung in unserem engen Dasein - der Flug der Maikäfer! Es war ein Maikäferjahr, und je länger der helle Abend strahlte, desto dichter wurde der Flugverkehr der Maikäfer über unseren Köpfen. Dazu summte es in sonoren Tönen und die Zeit verging im Maikäferflug. Die einbrechende Nacht beendete schließlich das Treiben über uns.

Die Gefangennahme

Um Mitternacht weckte uns, die Kaum-Schlafenden, eine männliche Stimme mit den Worten „Kamerad, komm heraus, der Krieg ist aus!“ Irgendwie erkannten wir über uns eine schwarze Gestalt, denn es war nicht vollkommen dunkel. Es war ein russischer Soldat, der so gut Deutsch sprach, dass wir seiner Aufforderung Folge leisteten, mühsam aus dem Loch krochen, unsere Flugblätter schwenkten und uns dehnten und streckten, so gut es ging. Die Flugblätter interessierten ihn überhaupt nicht, wohl aber meine Armbanduhr, auf die ich dummerweise blickte, als wir unsere Glieder wieder einrenkten. Schnell ergriff er meinen Arm, wollte die Uhr herunterreißen, doch ich wollte sie nicht hergeben und sagte, in der Hoffnung, er würde mich verstehen „Bitte nicht, diese Uhr hat mir meine Mutter gegeben“. Und tatsächlich, er ließ von seinem Vorhaben ab und sagte „Komm mit, wir gehen“.

Irgendwie dankbar gingen wir vor ihm her, während er seine MP im Anschlag hielt. Er führte uns in einen der Hohlwege von Rückersdorf bei Korneuburg, und da lagerten auf dem bloßen Erdboden unzählige Soldaten. Keiner hatte eine Decke bei sich. Trotzdem schienen die meisten zu schlafen, nur einige Offiziere standen herum oder saßen auf einem Geschütz, nahmen uns beide in Augenschein und berieten ganz offensichtlich, was mit uns zu geschehen hätte. Zumindest kam es mir so vor.

Einer der „Schlafenden“ war wach geworden, kam auf uns zu und herrsch-

te uns an: „Du Uhra? Uhra?“ Und schon war er bei mir, riss meinen linken Arm hoch, nahm mir die Uhra ab und legte sich mit ihr wieder auf den kalten Weinviertler Boden, sie immer wieder an sein Ohr haltend. Mein protestierender Einwand blieb im Ansatz stecken, und so war ich gezwungen, mein weiteres Leben ohne Uhra zu meistern...

Die Offiziere hatten inzwischen ihre „Konferenz“ beendet und ordneten wohl an, uns in den Ort (Rückersdorf) zu führen.

Dies geschah, als der neue Tag begann. Vorher standen wir, gut bewacht, die Stunden bis zum Tagesanbruch inmitten der Russen herum, durften uns auch setzen und dem Treiben um uns herum zusehen, soweit es die Dunkelheit zuließ. Plötzlich wurde mir bewusst, wo wir da eigentlich waren: An der vordersten Front der Russen, direkt in der Hauptkampflinie! Je heller es wurde, desto lebendiger wurde die Szene. Wie Tote daliegende wurden lebendig, schüttelten ihre erstarrten Glieder aus, von irgendwoher wurde ein zweirädriges Gefährt herbeigeschafft, aus dem heißer Dampf aufstieg. Sofort war das „Frühstücksbuffet“ von den auferstandenen Toten umringt, die irgend etwas in ihre Kochgeschirre geschenkt bekamen. Mitten in dem Gewimmel hörten wir beide dann (wieder in unserer Sprache) zum zweiten Mal die Aufforderung „Komm mit, wir gehen Ort!“

Der Ort im Ort, der zunächst unser Quartier für zwei Tage sein sollte, war eine Waschküche in einem Bauernhaus von Rückersdorf nahe Korneuburg, wo bereits andere deutsche und österreichische Kriegsgefangene darauf warteten, irgendwo hingebracht oder entlassen zu werden.

Entlassen wurde niemand, vielmehr trat nach zwei Tagen ein kleiner Trupp von 16 Kriegsgefangenen den Fußmarsch durch das Marchfeld nach Preßburg an, ständig bewacht von zwei russischen Soldaten....

EINE KURZE GESCHICHTE DER ZEIT

Ein Streifzug durch die Sitzungsprotokolle der Gemeinderatsitzungen des Jahres 1926.

von Anton Müllner

Weiter steht es im Protokoll der Sitzung vom 9. Oktober 1926 geschrieben:

9.) Reparaturen am Harras'schen Mausoleum. Wird der Kombinierten Sitzung zur Erledigung zugewiesen.

Diese Sitzung findet am Sonntag, dem 17. Okt. 1926 um 9^h vormittags statt. Die Herren Gemeinderäte nehmen dies zur Kenntnis.

Bei einer „Kombinierten Sitzung“ trafen sich die Gemeinderäte der beiden Gemeinden Atzenbrugg und Trasdorf, um Sachen, die beide betrafen, zu besprechen, wie z. B. Kirche, Schule oder Friedhof. Man beachte den Sitzungstermin!

10.) Straßenbeleuchtung.

Es wird eine Lampe bei der Tabak - Trafik in Heiligeneich errichtet. Die Lampe in Moosbierbaum im Garten des Josef Figl muß in Stand gesetzt und benützt werden. Die Bezahlung des Stromverbrauches dieser letzteren Lampe hat die Kat. Gemd. Moosb. zu leisten.

Es wird beschlossen, daß die Katastralgemeinden die Straßenbeleuchtung bei Einbruch der Dunkelheit bis nach 1/2 9^h abends in Tätigkeit zu setzen und es haben die Gemeinderäte dies zu überwachen.

Protokoll Nummer 26, aufgenommen am 20. November 1926 über die Sitzung des Gemeinderates von Atzenbrugg.

Anwesend die Herren:

Bürgermeister Josef Rabacher, Vize - Bürgermeister Josef Geier, die geschäftsführenden Gemein-

deräte Simon Tauber, Josef Grill, Josef Figl; als Gemeinderäte Alois Gehringer, Rudolf Hufnagl, Josef Muhm, Ferdinand Otzelberger, Leopold Reisinger, Karl Schönauer, Franz Koller, Josef Uher.

Nicht anwesend: Rudolf Jobstmann.

Der Gemeinderat hat beschlossen:

1.) Änderung der Reihenfolge der Tagesordnung. Wird angenommen.

2.) Beratung der Voranschläge für die Schulen Heiligeneich-Saladorf. Kalenderjahr 1927.

Die vorgelegten Voranschläge in der Gesamthöhe von rund 6000 S genehmigt.

3.) Stromlieferungs - Vertrag „Newag“. Wird vorläufig vertagt.

5.) Eichung der Elektrizitätszähler. Es gibt der Herr geschäftsführende Gemeinderat Josef Figl Aufklärung.

Wurde zur Kenntnis genommen.

Die Sitzung wird auf 10 Minuten geschlossen. Nach Ablauf der Unterbrechungsfrist wird die Sitzung wiederaufgenommen.

Nachdem die folgenden Punkte persönliche Angelegenheiten betreffen, wird die Sitzung für geheim erklärt.

6.) Konzessionsansuchen Auto-Personentransport Gemeinde Zwentendorf und Meidl Josef.

Bewilligt wird das Ansuchen der Gemeinde Zwentendorf.

Das Ansuchen des Josef Meidl wird abgelehnt.

Zwentendorf wollte eine Anbindung an den Bahnhof Moosbierbaum.

7.) Konzessionsansuchen Franziska Doppler. Antrag des Gemeinderates Uher.

Kein Bedarf, da zwei Gasthäuser und ein Kaufhaus vorhanden. Ein

Gasthaus in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes. Einstimmig.

Hier handelt es sich offensichtlich um das Ansuchen für ein drittes Gasthaus in Moosbierbaum und so wie zwanzig Jahre früher lehnt wiederum der Gemeinderat ein Gasthaus ab.

8.) Wertzuwachsabgaben.

Alle mit 3 % bemessen.

9.) Parzellierung der Johann Kandl'schen Gründe.

Der Parzellierungsplan wird genehmigt. Die Genehmigung gilt für den Gesuchsteller, dessen Erben und Rechtsnachfolger.

Baumeister Kandl aus Heiligeneich war für seine Zeit sehr fortschrittlich, er errichtete vor dem 1. Weltkrieg Häuser fast wie am Fließband, um sie dann an Interessenten zu verkaufen. Viele Gebäude in der heutigen Kremser- und Wiener Landstraße und in der Dr. Haussteiner-Gasse zeigen den typischen Kandl-Stil.

10.) Genehmigung der Urlaubsschädigung für den Sekretär.

Wird nachträglich genehmigt.

Einige Tage vor Weihnachten, am 15. Dezember 1926, fand die letzte Sitzung des Jahres statt.

1.) Neufestsetzung der Lichtpauschalpreise.

Die in Vorschlag gebrachte Erhöhung der Lichtpauschalpreise wird genehmigt. Nach Möglichkeit sind die Parteien zu verhalten, Zähler anzuschaffen.

Der Partei Kottaun wird der ausständige Betrag bis 31. Dezember 1927 in Ratenzahlungen gestundet. Ab 1. Jänner 1927 ist der laufende Strompreis pünktlich zu zahlen. Sonst erfolgt die Abschaltung. Bezüglich der weiteren Ratenzahlungen werden separate Vereinbarungen getroffen.

(Wird fortgesetzt)

Sie haben uns für immer verlassen ...



**Franz
Pinz**
ÖBB-Beamter i. R.

Trasdorf,
Dürnröhrer Straße 11

* 14. 3. 1942 in
Trasdorf
† 3. 1. 2012



**Maria
Großauer**
geb. Schauer

Heiligeneich,
St. Pöltner Straße 32

* 4. 6. 1923 in
Weinzierl/Wieselburg
† 11. 1. 2012



**Josef
Dauböck**
Straßenwärter i. R.

Hütteldorf,
Weinbergstraße 12

* 31. 8. 1935 in
Michelhausen
† 23. 1. 2012



**Margareta
Mattula**
geb. Marzi

Atzenbrugg,
Schwindgasse 14

3. 6. 1920 in
Unterretzbach
† 8. 2. 2012



**Josef
Herzog**
Landwirt i. R.

Watzendorf,
Zur Mühlleiten 1

* 10. 1. 1934 in
Rust
† 14. 2. 2012



**Maria
Schrall**
geb. Hagl

Moosbierbaum,
Ruster Straße 9

* 16. 7. 1926 in
Moosbierbaum
† 19. 2. 2012



**Richard
Rotter**
Elektriker i. R.

Watzendorf,
Obere Dorfstraße 1

* 4. 12. 1927 in
Heiligeneich
† 26. 3. 2012

Wir sind vom gleichen Stoff,
aus dem die Träume sind
und unser kurzes Leben ist
eingebettet in einen
langen Schlaf.

(William Shakespeare)



Vierupiegl. J.